

durch den Gott sich den indianischen Völkern offenbart – als Vorbereitung auf eine deutlichere Offenbarung in der Kirche Jesu Christi, heißt es in dem von 15 Bischöfen unterzeichneten Dokument. Die Bischöfe wollen die traditionelle Pastoral für die Indianer durch eine auf die indianische Kultur gründende Indianer-Pastoral ablösen. Voraussetzung dafür sei die *Anerkennung indianischer Grundrechte*: das Recht auf Grund und Boden, auf menschenwürdige Sozialstrukturen, auf die Feier des Glaubens in den eigenen kulturellen Ausdrucksformen, auf eine zweisprachige und bikulturelle Erziehung. Die Bischöfe, die ihr Dokument als „Selbstverpflichtung“ verstanden wissen wollen, bezeichnen das Heranreifen eigenständiger kirchlicher Gemeinschaften der indianischen Bevölkerung, „angeregt durch das Lehramt und begleitet von unserer Hirtensorge“, als „zentrale pastorale Herausforderung“. Und dazu sei die Wiedergewinnung der historischen Erinnerung und damit die Identität dieser Völker, die in einigen Fällen abrupt unterbrochen worden sei, unverzichtbar. In Anspielung auf die leidvolle Ge-

schichte der Indianer-Völker seit der Eroberung Lateinamerikas und die Exodus-Erfahrung des jüdischen Volkes schreiben die Bischöfe: „Es ist so, daß die Gotteserfahrung in jeder Kultur etwas zu tun hat mit den Antworten und Widerständen insbesondere gegenüber jenen historischen Konstellationen, die aus der menschlichen Schwäche entstanden sind.“ Darüber hinaus wollen die Bischöfe eine Pastoral in die Wege leiten, die dem theologisch-kulturellen Wert des „Grund und Bodens“ und seinem Symbolwert als „verheißenen Land“ Rechnung trägt. Die mittelamerikanischen Bischöfe ziehen für sich selbst eine weitere Konsequenz: „Uns liegt auch daran, im Rahmen des Möglichen unsere westlich geprägte Vorstellung vom Leben aufzugeben; denn diese jeden Tag kompliziertere und sowohl im persönlichen als auch im sozialen und sogar im kirchlichen Bereich entmenschlichende Konzeption steht der einfachen, bescheidenen und gemeinschaftlich orientierten Lebensauffassung der indianischen Völker diametral gegenüber.“

Bücher

ARNO SCHILSON (Hrsg.), *Gottes Weisheit im Mysterium*. Vergessene Wege christlicher Spiritualität. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1989. 336 S. 42,- DM.

„Unterscheidung der Geister“ ist eine der Grundaufgaben, die sich heute für Kirche und Theologie im Blick auf das breite Spektrum religiöser Bewegungen und spiritueller Angebote stellen. Damit ist keine vorschnelle Verweigerung oder bloß apologetische Abgrenzung gemeint; es käme eher darauf an, das spirituell-mystagogische Erbe des Christentums in seiner Unverwechselbarkeit bewußt-zumachen und auf dieser Grundlage nach Berührungspunkten und Unterschieden angesichts der neuen Religiosität zu fragen. Bei dieser Aufgabe kann der von Schilson herausgegebene und eingeleitete Band gute Dienste leisten. Er enthält Beiträge zur geistigen Zeitsituation (Vernunftkritik, „Postmoderne“, „New Age“), zu wichtigen und für die gegenwärtige Diskussionslage interessanten Stationen christlicher Spiritualität und Mystagogie in der Geschichte sowie zu theologischen Perspektiven für eine heutige spirituelle Aneignung des Christlichen. Dabei werden dankenswerterweise auch Gestalten und Strömungen einbezogen, die im katholisch-theologischen Normalbetrieb weniger präsent, für das Verständnis gegenwärtiger Geisteshaltungen aber von einigem Interesse sind: Spinoza (mit seiner großen Wirkung auf die deutsche Literatur und Religionsphilosophie des 18. Jahrhunderts), die deutsche Romantik mit ihrer ästhetischen Aneignung des Religiösen, Schleiermacher mit seiner höchst einflußreichen Religionstheorie, die Rolle der Mystik für die deutsche Literatur unseres Jahrhunderts

(Kafka, Musil u. a.). Schilson selbst hat einen informativen und anregenden Beitrag zur „mystagogischen“ Wende in der (evangelischen wie katholischen) Theologie Anfang des 20. Jahrhunderts beige-steuert. Für die notwendige „Unterscheidung der Geister“ hilfreich sind vor allem die knappen und klaren Ausführungen von *Norbert Brox* (Regensburg) zur spätantiken Gnosis und die Anmerkungen von *Medard Kehl* (Frankfurt-St. Georgen) zum Spezifikum christlicher Mystagogie, die Einheit nie ohne Anderssein versteht, die Freiheit des Geschöpfes respektiert und für die Begegnung mit Gott mehr ist als Selbsterfahrung. U. R.

JÜRGEN MOLTSMANN, *Der Weg Jesu Christi*. Christologie in messianischen Dimensionen. Chr. Kaiser Verlag, München 1989. 379 S. 48,- DM.

Als dritten Band seiner „Systematischen Beiträge zur Theologie“ hat Jürgen Moltmann nach „Trinität und Reich Gottes“ von 1980 (vgl. HK, November 1980, 585) und „Gott in der Schöpfung“ von 1985 (vgl. HK, Oktober 1985, 472 ff.) jetzt eine Christologie vorgelegt. Der Band beginnt mit Überlegungen zum Messianischen als notwendigem Horizont von Christologie und geht dann nach einem Kapitel zur angewandten Methode dem Weg Jesu Christi entlang: Moltmann handelt von der messianischen Sendung Christi (Praxis und Verkündigung des „irdischen Jesus“), von den „apokalyptischen Leiden Christi“ (dem Tod am Kreuz und seiner theologischen Deutung)

und der „eschatologischen Auferstehung Christi“. Den Schluß bilden zwei Kapitel über den „kosmischen Christus“ und die Parusie Christi. Seine Christologie siedelt Moltmann bewußt jenseits der Alternative „Christologie von oben“/„Christologie von unten“ an und bekräftigt damit auf seine Weise eine Grundeinsicht der neueren christologischen Diskussion: „Man muß auf die Menschheit Jesu blicken, um seine Gottheit zu erkennen, und auf seine Gottheit, um seine Menschheit zu erkennen. Wer diesen dialektischen Vorgang im Erkennen in dogmatische Alternativen auflöst, löst Christologie überhaupt auf“ (S. 89). Gleichzeitig möchte der Tübinger Systematiker mit seinem Entwurf den Übergang von der anthropologisch-geschichtlich orientierten Christologie der Neuzeit zu einer „postmodernen Christologie“ vollziehen, „die menschliche Geschichte ökologisch im Rahmen der Natur ansiedelt“ (S. 13). Diesem Anliegen dienen vor allem die Ausführungen über die natürlich-leibliche Dimension der Auferstehung Christi und über kosmische Christologie. Moltmann schreibt damit seine ökologisch orientierte Schöpfungstheologie christologisch weiter, wobei hier vieles allerdings skizzenhaft-thetisch bleibt. Recht schematisch ist auch die Kennzeichnung sowohl der geschichtlichen Christologie der Neuzeit wie der kosmologischen der Antike ausgefallen, von denen er das neue Paradigma absetzt. Die Frage nach der Identität Jesu Christi, auf die klassisch die Lehre von den zwei Naturen bzw. der hypostatischen Union geantwortet hat, geht Moltmann (auch hier in der Spur anderer christologischer Neuansätze) von Jesu Verhältnis zu seinem Vater her an: „Gottes Abba-schaft und Jesu Kindheit sind in ihrer Wechselbeziehung gleichsam Rollen, in die beide in ihrer Geschichte von der Taufe Jesu bis zum Tod am Kreuz miteinander hineinwachsen“ (S. 164). Jesu Persönlichkeit besteht, so Moltmann, nicht an und für sich, sondern formt sich in „lebendigen Beziehungen und Wechselwirkungen“ und wird in seiner Geschichte zu einer „offenen Identität“ (S. 157). Moltmanns Christologie ist kein Lehrbuch, das sich ausführlich mit der Geschichte der Christologie von den frühen Schichten des Neuen Testaments bis zur Gegenwart auseinandersetzt bzw. entsprechendes Material aufbereitet. Es handelt sich vielmehr um den in vieler Hinsicht anregenden Versuch, im erzählenden wie argumentierenden Nachgehen des Weges Jesu Christi das diesem eingestiftete Sinn- und Verheißungspotential im Blick auf die Widersprüche der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation zu entfalten. *U. R.*

KLAUS LANGER. Warum noch Religionsunterricht? Religiosität und Perspektiven von Religionspädagogen heute. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1989. 388 S. 68,00 DM.

Wie so oft gibt der Titel auch dieses Buches weniger den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung wieder als vielmehr das Thema der gegenwärtig allenthalben geführten

Diskussion über den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen. Thema dieses Buches, einer Dissertation, die am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg angenommen wurde, ist nicht so sehr die zeitgemäße Begründung des (protestantischen) Religionsunterrichts als Pflichtfach an öffentlichen Schulen, sondern vielmehr die Frage nach der religiösen Orientierung derjenigen, die diesen Unterricht – wenigstens nach Maßgabe des Grundgesetzes – „in Übereinstimmung mit den Grundgesetzen der Religionsgemeinschaften“ erteilen sollen. Letzteres mißt der Autor, selbst Religionslehrer, in erster Linie an dem Kirchenverständnis bzw. der Nähe oder Distanz der Religionslehrer zur Kirche. Heraus kam dabei das, was schon Gegenstand von Pressemeldungen war: Trotz einer gegenüber der sonstigen Mitgliedschaft der evangelischen Kirche insgesamt relativ positiven Verbundenheit der befragten Lehrer mit der Kirche zeugt nach Ansicht des Autors eine lange Liste von Daten von der tiefen Entfremdung vieler Religionslehrer von der christlichen Glaubensüberlieferung sowie dem kirchlichen Leben: Jeder fünfte Religionslehrer gebe an, daß das christliche Glaubensgut für seine Lebensorientierung kaum oder gar keine Rolle spiele. Fast die Hälfte der Befragten deute an, daß man die Kirche für das eigene Leben nicht brauche. Jeder elfte Befragte (9 Prozent) habe sogar formell den Bruch mit der Kirche vollzogen und sei aus der Kirche ausgetreten. Daten dieser Art sind selbstredend alarmierend und von ihrer Tendenz her auch über Hamburg und den Protestantismus hinaus ernst zu nehmen, können aber auch dramatisierend mißverstanden werden. Auch wenn Hamburg für den Protestantismus nicht einfach einen Ausnahmefall darstellt, so ist die dortige Lage doch auch nicht der Durchschnitt. Und ob Hamburg – wie der Autor meint – so etwas ist wie ein vorweggenommener Regelfall, ist nicht sicher. Befragt wurden lediglich Lehrer, die an der gymnasialen Oberstufe protestantischen Religionsunterricht erteilen – 145 Antworten konnten ausgewertet werden (von einer Gesamtzahl von etwa 250). Durch die auf die Kirchenbeziehung konzentrierte Fragestellung wird der Leser den Eindruck nicht los, als wenn die vielschichtige Wirklichkeit des Religionsunterrichts als ganzem wie auch die Glaubenseinstellung der Religionslehrer nicht recht in den Blick kommt. Die Bedenken, die der Autor gegenüber der Einführung einer Regelvokation – einer Art kirchlicher Beauftragung zur Erteilung des Religionsunterrichts, die es bisher in Hamburg nicht gibt – anführt, überzeugen allerdings – wenigstens den katholischen Leser – nicht recht. Sofern aus einer *Vocatio* nicht bloß eine administrative Handhabung der problematisch gewordenen Beziehung zwischen einer Landeskirche und den Religionslehrern wird, sondern sich darin eine über einen längeren Zeitraum entstandene gegenseitige Bindung und beidseitige Verpflichtung ausdrückt, und zwar nicht nur zur formellen Erfüllung des Verfassungsgebots, sondern aus Gründen der Sache des Glaubens, müßte eine solche Regelung auch Hamburger protestantischen Religionslehrern zumutbar sein. *K. N.*